

# Der neue Wilhelm Tell : Erzählung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **240 (1961)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375688>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# Der neue Wilhelm Tell

Erzählung von Alfred Hugenberg

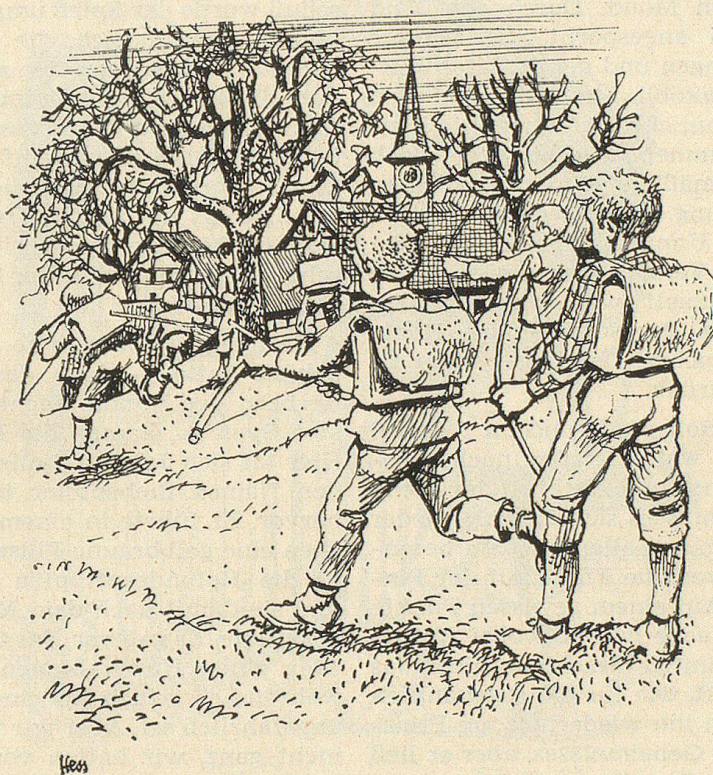
Das junge Frühjahr war für die Bubengilde unserer kleinen Hofgemeinschaft immer die Zeit der großen Impulse. Wir hatten auf einmal so unendlich viel im Sinn, daß wir gar nicht merkten, wie eng uns der Kreis gezogen war. Wir fühlten uns zu neuen, bedeutungsvollen Taten verpflichtet und berufen, und es wurde dennoch nie etwas anderes daraus, als daß wir, einem heimlichen Zwang gehorchend, alle die halbvergessenen Baum- und Wiesenspiele vergangener Frühlinge der Reihe nach wieder hervor- und zu Ehren zogen. Keine Lustbarkeit, kein alter Frühlingsbrauch, der nicht, mit neuer Glorie umgeben, aus der Versenkung aufgetaucht wäre. Dennoch hätte sich allgemach ein Abflauen unserer Lenzesseligkeit bemerkbar machen müssen, wenn nicht jeweilen plötzlich, wie aus der Luft gefallen, das Schützenfieber über uns gekommen wäre, die triebhaft schon im Kinde aufsteigende Lust zu Waffenhandwerk und Wehrhaftigkeit. Mit dem ersten Schindelpfeil, der über

Bräms Scheunendach schwirrte, hatten unsere verschwommenen Knabensehnsüchte unversehens Ziel und Ruhepunkt gefunden. Wir konnten uns einhellig darüber wundern, daß diese Herrensache uns nicht schon früher eingefallen war.

Merkwürdig, immer fing es mit dem aus einem dünnen Scheit oder einer Schindel geschnitzten Holzpfeil an. Das mit einer Kerbe versehene Geschos mußte mit einem kurzen, biegsamen Stecklein abgeschnellt werden, an dem ein mit dickem Endknoten versehener Bindfaden befestigt war. Mit diesem unzulänglichen Geräte war ein Ziel-

suchen nicht möglich, es eignete sich nur zur blöden Schießerei in die blaue Luft hinaus oder über einen Dachfirst, wobei die Geschosse zudem öfters auf der andern Dachseite hängen blieben und mit Mühe und Gefahr aus den Dachkenneln herabgeholt werden mußten, weil sie sonst nachher die Abfallrohre hätten verstopfen können. Auch kam es zum großen Aerger des Schützen oft vor, daß der Faden sich zu fest in die Pfeilerkerbe ein-

klemmte und dieser, statt in die Höhe zu schnellen, am Endknoten hängen blieb. Jakobli Stoller konnte sich über eine solche Gemeinheit bis zur Vernichtungswut aufregen, in der er Pfeil und Abziehstecklein so schnell wie möglich auf dem ersten besten Scheitstock in kleine Stücklein zerhackte. Gewöhnlich kam er dann noch am selben Tage mit einem stattlichen Bund Schilfrohr angerückt, das damals für uns nur in einem kleinen Sumpfwieher des ziemlich weit entlegenen Schleipfswaldes aufzutreiben war. Einige zähe, zu Bogen geeignete Haselstecken, von ihm



Zuerst kam eine wütige Schießerei in Hof und Baumgärten.

mit Kenneraugen aus der wildesten Hecke herausgesucht, fehlten nicht, so wenig wie die zur Herstellung der Pfeilpfropfen unerlässlich notwendigen Holunderruten.

Er verzog sich mit seiner wertvollen Beute siegesstolz, aber ohne uns eines Wortes zu würdigen, nach der Klitterwerkstatt seines Onkels Felix, die Türe streng hinter sich abschließend. Nach kaum einer halben Stunde stand er mit einem Bündel Rohrpfleile auf dem Plan und mit dem straffgespannten Bogen, der beidseitig mit einigen in die Rinde geschnitzten Zierringen, sowie mit den An-



fangsbuchstaben seines Namens geschmückt war. Dieses Ereignis bedeutete immer den Auftakt zur eigentlichen Hochsaison unserer Frühjahrs-schießerei. Die Schindelholzpfeile verschwanden ruhmlos in irgendeinem Schopfwinkel; der Bogen, den man sich so recht schützenmäßig über die Schulter hängen konnte, fand vor unsern Augen allein noch Gnade. Sogar die Armbrust ließen wir neben ihm nicht gelten, und zwar mit der Bemängelung, man könne ja mit so einem Möbel nicht einmal senkrecht in den Himmel hinein schießen. Unsere Geringschätzung hatte freilich noch einen triftigeren Grund. Die sogenannten «Möbel» waren ihrer Beschaffungskosten wegen für uns ebenso unerreichbar, wie ein Lebkuchenhäuschen auf dem Mond. Durch den Neid auf einige Dorfbuben angespornt, die richtige Armbrüste mit Stahlbogen und geschnitzten Kolben besaßen, hatte Jaköbli Stoller einmal den Versuch gewagt, ein ähnliches Kunstwerk in kleinerem Maßstabe zusammen zu schreinern, doch war ihm nur ein sehr mäßiger Erfolg beschieden; besonders die Herstellung des Bolzens brachte ihn fast zur Verzweiflung. Unmittelbar nachdem sein Geschosß beim ersten Versuch um einige Meter am Ziel vorbei getaumelt war, verschwanden Armbrust und Pfeil in der schwelenden Höhle des Stollerschen Ofenloches. Der Bogen blieb als Sieger auf dem Plan zurück.

Im Verfertigen der Rohrpfleile und im Ausmaß der Holunderpfropfen, welche letztere nach unserer Meinung für die Flug- und Zielkraft der Pfeile ausschlaggebend waren, wies sich Jaköbli wieder als der Geriebenste von uns allen aus. Ein besonderer Trick von ihm war, die Pfeile auf der Fingerspitze abzuwägen. Auf einem gewissen Punkte mußten sie sich die Waage halten, wobei für die zum Weitschuß bestimmten Geschosse nicht das gleiche Naturgesetz galt, wie für die sogenannten Zweckpfeile. Wir baten ihn wiederholt um Preisgabe seines wertvollen Geheimnisses, aber er ließ sich nicht dazu herbei. «Da wär' ich wohl dumm», sagte er. «Das Nachmachen ist keine Kunst, aber das Erfinden.»

Wir pflegten schließlich die Pfeile insgeheim doch wie er mit viel Umständlichkeit abzuwägen, stellten aber wohlweislich auf das nachherige Ausprobieren ab. Später gestand uns Jaköbli freilich, daß er das auch so gemacht habe und daß die Hexenkunst bloß so eine Faxe von ihm gewesen sei, um uns am Narrenbändel zu führen.

Unsere Pfeil- und Bogenfreude spielte sich gewöhnlich in drei Hauptzeiten ab. Zuerst kam eine wütige Schießerei in Hof und Baumgärten. Höhenrekorde wurden aufgestellt, wobei mancher

gute Pfeil im Geäste unseres mächtigen Nußbaumes hängen blieb. Da auch der jüngere Nachwuchs bis zum kleinen Hosenmatz herab vom Fieber ergriffen wurde, erfreute sich der Sport bei den Erwachsenen keiner großen Beliebtheit, besonders wenn die Zwischenerfolge hin und wieder aus einer geschwollenen Backe oder gar aus einer zersplitterten Fensterscheibe bestanden. So wurde der Unfug immer sehr bald als gemeingefährlich aus dem Weichbilde des Weilers verbannt, und es kam die Periode der Jagdfreuden und Indianerkämpfe, die uns den langen Schulweg verkürzen mußten. Bei unseren Jagden war der Hase oder Fuchs jeweilen ebenso gut bewaffnet wie sein Erzfeind; denn nach dem ersten Fehlschuß wurde der Spieß umgekehrt, der Weidmann mußte unweigerlich die Rolle der verfolgten Kreatur übernehmen. Am schlimmsten kamen immer die kleinen Jagdhündlein weg. Sie mußten fortwährend mit herausgestreckter Zunge suchen, bellen und hetzen und auf jeden Pfiff hin gehorsam zu ihrem Herrn zurückkehren. Das dauerte solange, bis die zweibeinige Meute, in die gerne auch die Mädchen eingereiht wurden, daheim Beschwerde erhob und unter Scheltworten in Schutz genommen wurde.

Nachdem das Jagen so seinen Hauptreiz eingebüßt hatte — denn das Rennen, Bellen und Lechzen der Hunde machte uns immer den meisten Spaß —, kamen die Indianerkämpfe daran. Hier tat sich Jaköbli Stoller, der den bezeichnenden Namen Siebentöter trug, wieder besonders hervor. Er führte in einem kleinen Arzneifläschchen eine gelbbraune Flüssigkeit bei sich, mit der er die Holunderpfropfen seiner Pfeile bestrich und sie damit nach dem Muster seines Vorbildes vergiftete. Er gab vor, das Gift würde einen Fuchs oder einen Hasen binnen zwei Minuten töten, während es jedoch für einen Menschen durchaus ungefährlich sei. Aber wir trauten der Sache doch nicht ganz, wir hatten vor seinen Pfeilen einen großen Respekt, weshalb auch seine Partei meistens obenausschwang, weil die Gegner entweder nicht aufzufinden waren, oder dann ihr Heil in der Flucht suchten. Erst viele Jahre nachher, als das Bogenschießen für uns längst eine abgetane Sache war, teilte er mir einmal lachend mit, er habe das Pfeilgift, einen Absud aus der Rinde von sogenannten Krottenruten, weiland seiner Großmutter gestohlen, die es zum Vertreiben einer Hautflechte gebraut habe.

Doch auch die Indianerei hielt sich selten lange, insbesondere der vielen Schulverspätungen wegen, die sie verursachte. Sie wurde durch den weitaus geruhigeren Sport des Zweckschießens



abgelöst, der den großen Vorteil besaß, daß man die Knabenhaftigkeit abstreifen und die Gepflogenheiten der Erwachsenen nachahmen konnte. Die Zeit der pflichtmäßigen Schießübungen, die jeweilen am Sonntag Nachmittag stattfanden, mußte streng innegehalten werden. Mein älterer Bruder, dessen Gerechtigkeitssinn und Unparteilichkeit keiner von uns anzweifelte, amtierte als Schützenmeister und führte die aus entwendeten Schulheftblättern hergestellten Schützenbüchlein.

In zähem Wettstreit kämpften wir um den heißbegehrten Ehrentitel des Schützenkönigs; er fiel demjenigen zu, der in fünf aufeinanderfolgenden Übungen die meisten Punkte erreicht hatte. Die sichtbare Auszeichnung des vom Schießglück Begünstigten bestand in einem Kränzlein von immergrünen Ligusterzweigen, die nach unserer Meinung am meisten Ähnlichkeit mit dem echten Lorbeer aufwiesen. Ich glaube, keiner von uns hat in seinem spätern Leben eine errungene Ehrung mit größerem Herzstolz zur Schau getragen, als diese paar armseligen Zweige aus irgendeiner verlorenen Waldhecke.

Beim sogenannten Endschießen, wo es nur noch auf Punkte ankam, war die Luft derart geladen, daß gegen das Ende hin auch die wenigen kleinen und großen Zuschauer in unheimlicher Stille verharrten, bis der letzte Schuß gefallen war. Eine kleine Enttäuschung für den Schützenkönig bedeutete es dann allerdings wenn am andern Tage alles wieder im blöden Alltagsgeleise ging; wenn er Saatkartoffeln in die Furche legen mußte, immer zu den Keimen recht gut Sorge tragend, oder wenn er

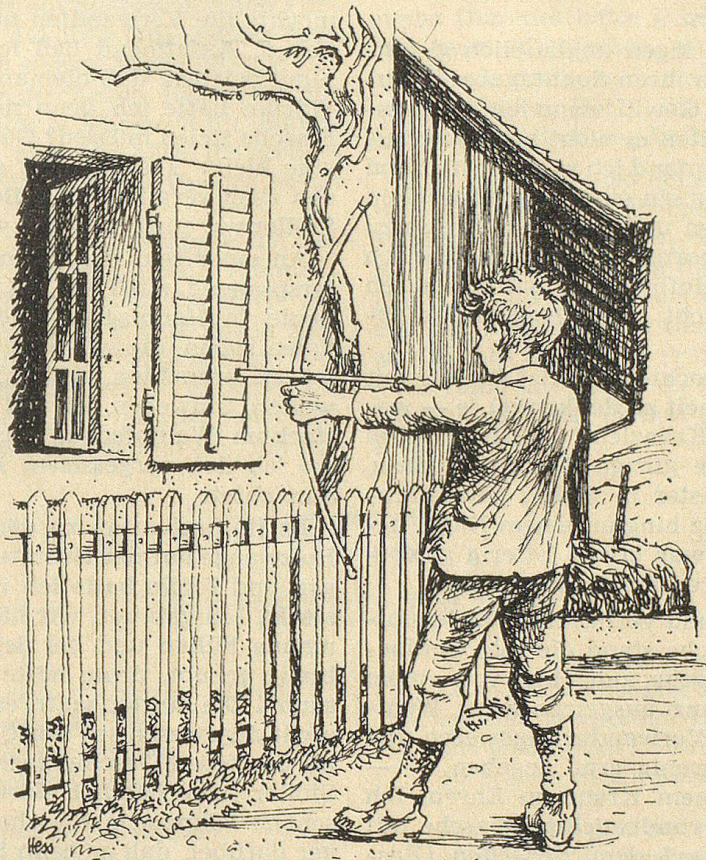
als Leitbub beim Ackern die üblichen, meist sehr respektlosen Zurufe und Verurteilungen von seiten des gestrengen Pflügers stillschweigend entgegennehmen durfte, die alle ohne Ausnahme die ausgesprochene Hirnlosigkeit des Leitbuben unmißverständlich betonten. Es galt ja fast noch als Schmeichelei, wenn es da etwa hieß: «Ein dümmere Joggel ist mir noch nie neben dem Gespann hergelaufen. Wenn die Stiere nicht mehr Bildung hätten als du, so wollte ich den Pflug lieber an

die Dachpfette hinaufhängen und mit deiner Mutter betteln gehen, per Tag 20 Rappen und ein Stück Brot.»

Die mehr als bescheidene Nachwirkung wurde jedoch am Kampftage noch nicht in Rechnung gesetzt; hier handelte es sich recht eigentlich um Sein oder Nichtsein. Nur wenn ich mir das vergegenwärtige, ist es mir heute einigermaßen verständlich, daß ich einmal, nachdem mir Gottlieb Bräm den Liguster-Lorbeer mit einem einzigen Punkte entrissen hatte, richtig rappelköpfig werden konnte.

Anfänglich vermochte ich mich zwar zur Not zu beherrschen, ich gab mir alle Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Aber im entlegenen Morgenwalde, wohin ich

mich mit Pfeil und Bogen zurückzog, übernahmen mich Wehleidigkeit und Selbstqual, wie noch nie vorher im Leben. Wenn es mir heute nicht gelungen war, etwas Besonderes zu werden, so war die Erfüllung dieses meines Herzenswunsches überhaupt für alle Zeiten ausgeschlossen. Um zwei einzige blöde Punkte war ich vom Leben geäfft worden...! Ich faßte den Beschluß, vorläufig nicht heimzukehren. Vielleicht



*Es war nicht ich selber, es war ein mir gänzlich fremdes Wesen, das den Bogen hochnahm und auf die böhmische Flasche anlegte.*



in zwei, drei Tagen — vielleicht gar nicht mehr, je nachdem es mir dann paßte. Meine Pläne waren sehr unklar. Ich liebäugelte sogar in verschwommener Weise mit dem Gedanken an Selbstvernichtung und machte ein überaus bedeutendes Wesen aus mir. Wenn ich nun einmal mit der ganzen Welt wild war, so sollte sie das auch gehörig zu spüren bekommen! — Schon am frühen Abend stellte sich indessen ein gesunder Freßhunger bei mir ein, dem mein junger Welt-schmerz keineswegs gewachsen war. Ich schlen-derte ernüchert heimzu.

Die vertrauten Höfe lagen unglaublich gleichgültig und behaglich in ihren Sonntagabend hineingebettet vor mir da. Gewiß, wenn ich jetzt ausgeblieben wäre, sie hätten es nicht anders gehalten. Zum erstenmal empfand ich so recht steil und unvermittelt, wie wenig ein einzelnes Menschlein selbst in diesem kleinen und kleinsten Kreise zu bedeuten habe. Die Schornsteine würden dennoch rauchen, die beiden Hofbrunnen würden ihren klaren Wasserquell nicht einen Augenblick zurückhalten.

An den Kranz vermochte ich jetzt bereits mit einer großen Gelassenheit zu denken! O je — wegen diesem lausigen Kränzlein! ... Und doch zwang mich dann eine giftige Neugierde dazu, durch ein offenes Fenster in Bräms Stube hineinzu spähen. Der Kranz hing an einem Nagel neben der Wanduhr; er war etwas lotterig geworden, einige Blätter waren bereits abgefallen.

Die Stube war leer und verlassen. Auf dem alten nußbaumenen Tische stand die mir wohlbe-kannte böhmische Flasche, umgeben von einem Gesinde halb- und ganz ausgetrunkener Wein-gläser. Es waren wohl Verwandte dagewesen und da hatte man es ein wenig groß gegeben, — dem Gottlieb und seinem Kranz zu Ehren. Ich wußte genau, daß die rundbauchige Flasche mit dem schlanken Hals und dem zierlichen Glas-pfropfen nur an bedeutenden Tagen in die Er-scheinung trat. Ich wußte, daß sie als ein kost-bares Erb- und Glanzstück vom Stolz der Familie gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben war. Gottlieb hatte schon oft geprahlt, die böhmische Flasche sei über hundert Jahre alt.

Da stieg mit urplötzlicher Schnelle ein Gedanke in mir auf, den ich unbesehen augenblicklich zur Tat werden ließ. Es war nicht ich selber, es war ein mir gänzlich fremdes Wesen, das den Bogen hochnahm und auf die böhmische Flasche anlegte. Ich kann noch heute steif behaupten: Nicht ich bin schuld, daß sie eine Sekunde darauf in Scher-ben zerklüftete. Ich glaubte, ruhig stehen bleiben und den Gang der weitem Ereignisse abwar-

ten zu dürfen. Es ging mich doch alles gar nichts an! Was hätte ich denn für einen Grund haben sollen, die schöne Flasche zu verglasen? ...

Aber auf einmal kam mir die Besinnung, ich schnellte wie ein im Satz erschreckter Hase auf und ergriff die Flucht. Es wäre mir nicht verwun-derlich vorgekommen, wenn hinter mir ein Schuß gekracht hätte. Von einem kleinen Wiesenbord nach einer Seite hin gedeckt, drückte ich mich feldaus und fühlte mich bald in Sicherheit. Bräms waren jedenfalls schon im Stall, und die Frau mochte die Verwandten noch ein wenig begleitet haben. Aufatmend ließ ich mich von der Hoff-nung beleben, daß niemand etwas bemerkt habe. Warum hatte ich denn nur auf die verdammte Flasche zielen müssen? Ganz nebenbei machte ich eine kleine Feststellung: es fehlte mir einer von den zwei vergifteten Pfeilen, die ich dem Jaköbli Stoller vor einigen Tagen wegstipitzt hatte.

An einer sehr häßlichen Eingebung rasch wei-terspinnend, stieß ich auf den Gedanken, daß ich heute in Hannisgrüt eine Bolzwaage hätte ab-holen sollen, die wir andern Tages zum Strohab-wägen brauchten. Alsbald machte ich mich auf weiten Umwegen, so viel wie möglich auf ver-steckten Waldpfaden, nach Hannisgrüt hinüber, wo ich den vergessenen Auftrag pflichtschuld'ig ausrichtete.

Es fing schon an zu dämmern, als ich mit der Bolzwaage auf der Schulter zu Hause ankam. Bo-gen und Pfeile hatte ich irgendwo im Wald ver-steckt. Ich gab vor, wir hätten es halt bei Strehl-manns Füllen und bei den jungen Schafen sehr lustig gehabt, drum hätte ich mich so lange ge-säumt. Die Mutter sagte, es sei ganz recht, daß ich nicht dagewesen sei, sonst hätte ich am Ende auch bei der bösen Geschichte mitgemacht. Der Jaköbli Stoller habe nämlich durchs Fenster auf Bräms schöne böhmische Flasche geschossen. Aus Aer-ger darüber, daß er beim Schießen der Letzte ge-wesen sei. Der vergiftete Pfeil habe ihn zum Glück verraten, aber der Lümmel leugne es im-mer noch ab.

Ich nahm meinen Kameraden gleißnerisch in Schutz. «Aber — so etwas ma c h t doch der Ja-köbli nicht! Das kann mir niemand angeben!»

Vor dem Schlafengehen lauerte ich noch ein Weilchen am halboffenen Fenster. Ich hörte, wie der alte Bräm und Jaköblis Götti diesen neben Stollers Schweinestall einem scharfen Verhör un-terzogen, wobei jedoch die Beteuerungen des vermeintlichen Uebeltäters auf den Gang der Ver-handlung nicht den geringsten Einfluß ausübten.

Nun hätte ich ja zum Fenster hinaus hinüber-schreien können: «Ich bin es gewesen! So hört



doch: «ich!» — Nein. Ich bin sehr still geblieben. Ich habe — nur in Gedanken — zu mir selber gesagt: «Geschieht ihm eigentlich recht. Warum macht er vergiftete Pfeile...»

Und nun begann bereits die Exekution. Ich schloß ins Bett und hielt mir die Ohren zu, aber ich hörte das Schreckliche doch. Jaköbli heulte während der Züchtigung nicht; er krächte nur immer aus Leibeskräften: «Nei! — Nei! — Nei!» Der Götti Felix aber schrie bei jedem Streich, den er mit dem Lederriemen führte: «Jo! Jo! — Joo, du Saubengel!» Erst auf die beweglichen Fürbitten der Brämin und Jaköblis Großmutter fand der Strafvollzug endlich seinen Abschluß. Der Gerechtigkeit war Genüge geschehen. Ich redete mir ein, die Prügel würde ich ja sehr gern für Jaköbli hingenommen haben, aber wie hätte ich meinen Eltern den großen Aerger und die Unehre antun dürfen? ...

Im darauffolgenden Sommer ertappte ich Jaköbli eines Nachts auf unserem alten Pflaumenbaum im Grasgarten. Er bat mich dringlich, ihn ja nicht zu verraten, der Götti würde ihn ja halb tot schlagen. Ich gab ihm die beruhigende Versicherung ab, es werde nie etwas auskommen, beim Eid nicht. Er möge nur getrost noch alle Taschen füllen und dann herabkommen. Ich be-

gleitete ihn noch bis hinter Bräms Wagenschopf. Hier legte ich ihm, durch seine eigene Schuld gesichert, das Geständnis ab, daß ich damals dummerweise auf die böhmische Flasche geschossen hätte.

«Der Götti hat seinen Lohn auch bekommen», berichtete mir Jaköbli hierauf mit dem Wonnegefühl der Genugtuung. «Ich habe ihm in der Kirschenzeit einmal zwei Sprossen aus der Leiter genommen und zwei ganz alte morsche Stäbe dafür eingesetzt. Nicht zu hoch oben, weil es sonst etwas Dummes hätte geben können. Aber es hat ihm beim Abrutschen, weil er die Pfeife zu fest im Munde hielt, doch einen vorderen Zahn herausgeschlagen. Der Götti hat anders geweibert! So etwas muß allweg kaibenmäßig weh tun.»

Nun hatte ich also neben der böhmischen Flasche und Jaköblis Prügeln auch noch Felixens häßliche Zahnlucke auf dem Gewissen. Er hatte ja wohl keine Ahnung davon; aber wenn ich in jener Zeit an ihm vorbei mußte, blieb ich immer auf der andern Seite der Straße, und jedesmal war es mir, als müßte er nun plötzlich schräg auf mich zuhalten: «So — du kommst mir grad recht! Ich will dir jetzt einmal zeigen, was bei mir ein Zahn kostet!»

---

## Überbautes Land

Hier führten einst mit starken Händen  
die Väter den geerbten Pflug.  
Um alte Erde jung zu wenden  
zog ihre Pflugschar Zug für Zug.

Hier wogten einst die Ährenfelder.  
Rotlippig lachte junger Mohn.  
Den Duft der Felder und der Wälder  
trug der verliebte Wind davon.

Dann krochen hungrig lange Straßen  
ins stille, brachgelegte Land  
und breitgefußte Häuser fraßen  
die Scholle, wo das Kornfeld stand.

Nur manchmal, in den stillen Nächten,  
weint durch die Straßen noch der Wind  
und sucht in engen Häuserschächten  
die Felder, die verschwunden sind.

ERWIN SCHNEITER

(Aus dem Gedichtbändchen «An stillen Ufern», erschienen im Verlag Francke, Bern)

Allen Freunden appenzellischer Literatur empfehlen wir die im Eigenverlag des Appenzeller Kalenders erschienenen Publikationen:

NEUAUFLAGE

### Der Dorfplatz in Trogen

Geschichte der Familie Zellweger  
von O. Zellweger, Basel  
92 Seiten, in hübsch. Pappband geb. 4.—

### Die Hexenprozesse und das Gerichtswesen im Lande Appenzell

von Dr. phil. Emil Schieß, Herisau  
Preis broschiert Fr. 2.50

NEUAUFLAGE

### «Tar i nüd e betzeli»?

Appezeller Spröch ond Liedli  
von Julius Ammann, fünfte Auflage  
Preis broschiert Fr. 4.—